Der Tote vom Hinterberg [Fortsetzung]

Autor(en): **Wirth, Leo**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **12 (1908)**

PDF erstellt am: **28.04.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-575959

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Blumen und Schmetterlinge und erzählt so schön, wie es gar niemand mehr kann als der liebe Gott und der Heiland!" Dann schleuderte er die verhaßte Arbeit weit von sich und rannte zur Türe hinaus, ehe noch die Sprachlose ihre Fassung gefunden; nur die Hand holte instinktiv zu einer Ohrfeige aus, die indes ihr Ziel nicht mehr erreichte. Dann hastete auch Jungfer Monika die dunkle Treppe hinunter, und was nun die kampfgeübte Kehle unten im Zimmer der Frau Lenzinger verübte, war ohrenbetäubend und gräßlich und endete erst in einem halberstickten Quiek, als die abgehetzte Stimme sich überschlug und der Atem versagte. Frau Lenzinger ließ den Schreistrom still, ohne Demut und ohne Widerrede über sich ergehen. Dies fiel Jungfer Monika erst auf, als sie erschöpft und ohne die angenehme Belebung zu fühlen, die sie sonst aus jeder Auseinandersetzung davonzutragen pflegte, die Treppe hinaufging. Es dämmerte ihr etwas von Ueberlegenheit ihres Gegners auf, und das empörte sie so sehr, daß sie gleich beschloß, diese Menschen unverzüglich auf die Straße zu setzen. Da sie jedoch dunkel fühlte, mit der Affäre könne man sich nicht wohl an die Oeffentlichkeit wagen, ward ihr klar, daß der Zeitpunkt gekommen sei, wo sie an ihren Mietern Entdeckungen machen mußte.

(Schluß folgt).

Der Tote vom Hinterberg.

Alle Rechte vorbehalten.
Nachdruck verboten.

Roman in Bleistiftnotizen von Leo Wirth, Charlottenburg.

(Fortsetzung).

16. Januar.

In der Zeitung habe ich heute eine rührende Geschichte gelesen. Ein junger Mann ist beobachtet worden, wie er an einsamer Stelle zur Spree hinunterstieg, den Blick starr auf das trübe Wasser gerichtet und die Hände gefaltet zu einem Gebet. Gerade wollte er den tödlichen Sprung tun, da ergriff ihn die starke Hand eines Schutzmannes, der ihm gefolgt war. Das Gebet, hieß es, habe ihn gerettet. Er sei ein bedrängter Musiker gewesen und habe seiner Not durch Selbstmord ein Ende machen wollen . . .

Gerettet! Haben sie ihn wirklich gerettet? Wird er es für ein Glück empfinden, dem Leben erhalten zu sein? O, wer kann ermessen, wieviel neues Unglück, welches Uebermaß neuer Enttäuschungen, neuer Verzweiflungen ihm noch aufgespart ist! Und daß ihm nichts davon entgehe, dafür ist er gerettet worden . . .

Welch eine Bergeslast von Schmerz lädt nicht diese Weltstadt jeden Tag auf ihre Künstler ab! Auf diese Musiker, die, durch schönes Talent ermuntert, von idealer Begeisterung gespornt, sich mit heiligem Eifer dem Kultus des Schönen widmen, schwere Opfer bringen, bis sie ausgebildet sind, dann voll kühner Pläne nach Berlin kommen, um die Ernte einzuheimsen — Ach, sie kommen in ein glänzendes Elend! Wie mancher von all den Tausenden findet seinen Stern, der ihm in die Höhe leuchtet? Außerordentliche Kunst oder hohe Protektion? Alle andern verschwinden in kleinen elenden Musikkapellen für obskure Restaurants, Winkel- und Vorstadtkneipen oder Tingeltangels, wo sie banale, geistlose Musik machen für einen betrunkenen Pöbel um Hungerlohn. Mancher gibt ein paar schlecht bezahlte Stunden, sucht fieberhaft immer wieder nach Ersatz für die entgehenden, bis er einmal die Arme mutlos sinken läßt . . . Dann ists zum Sterben Zeit . . .

Und die Maler, das unabsehbare, vom Unglück durchs Leben gepeitschte Heer der bildenden Künstler, die Bildhauer, die Architekten! Mit welcher Grausamkeit zerstört ihnen das Schicksal die hochragenden Luftschlösser, die sie dereinst an der Akademie gebaut! Turm um Turm sinkt in sich zusammen; zuletzt gähnt ihnen nur noch ein ödes Trümmerfeld entgegen. Mit Augen, die vor Begeisterung und Fieber leuchten, schaffen sie, atemlos vorwärtsstürmend, ihre ersten, hoffnungdurchbebten Werke. Sie darben, sie hungern, bis das Große vollendet ist, das ihnen den Weltruhm bringen soll . . . Dann scheitern sie vielleicht schon an der ersten Klippe: die Ausstellungen weisen die Arbeit ab; sie wandert, immer wieder verschmäht, ins kahle Atelier zurück; verzweifelnd sieht der Enttäuschte seinen Stolz, seine Hoffnung, jetzt seine Sorge und sein Unglück, beharrlich zu ihm zurückkehren; er faßt einen ohnmächtigen, wahnsinnigen Haß gegen sein eigenes Werk, und wenn er es nicht für einen Spott an einen Kunstwucherer verschleudert, vernichtet er's vielleicht mit eigener zorniger Hand . . . Und hungert weiter und arbeitet weiter; vielleicht wird das Glück das nächste Mal kommen — vielleicht . . . Oder er findet eine günstige Jury, sein Gemälde, seine Marmorgruppe, sein Erzbildwerk erhält Einlaß in die Ausstellung — O, erst jetzt beginnt für ihn das Hangen und Bangen! Die Menge, die da vorübergeht, ist launenhaft, die Kritik auch, und neue Namen sind ihr verdächtig. Ach, sogar für Tadel wäre er dankbar; nur schweigt ihn nicht tot! Und wieviel von den Tausenden ausgestellter Bilder werden in der Ausstellung verkauft? Vielleicht hundert, vielleicht zweihundert, mehr kaum! Alles andere geht an seine Schöpfer zurück. Wandert so von Ausstellung zu Ausstellung und bleibt zuletzt dem unglücklichen Künstler unverkäuflich in den Händen. Jahre sind verloren, Schulden gemacht, keine Hoffnung! Und doch war es ein gutes Bild . . . Wenige sind auserwählt. Aber auch diese Wenigen machen ihren Aufstieg durch Not, Entbehrung, Hunger, Kampf und Verzweiflung; die Kunst krönt keinen, der nicht von Märtyrerblut gezeichnet ist! Und die nicht auserwählt sind, gehen unter in Handwerk, Entwürdigung, Elend. In den Zeitungen der Großstadt kann man schier jeden Tag von Künstlertragödien lesen, von armen, verlorenen Genies, die in ihrer höchsten Not zu Verbrechern an andern oder an sich selbst geworden. Jedes Jahr enden so und so viele dieser einst so gesegneten, der Schönheit geweihten Schar im Irrenhaus, im Zuchthaus oder durch Selbstmord. Mancher ist darunter, der den Funken des Genius in sich hatte — aber die Welt hat ihn nicht erkannt!

Es gab einen Maler, dessen Bilder ich hasse, das

iſt Hans von Marees. Ich haſſe ſie, weil ſie häßlich ſind, etwas gewaltſam Häßliches haben. Oft aber glaubt man, den goldenen Quell reiner Kunſt aus ihnen aufſprudeln zu hören; doch wenn die Sinne mit Entzücken lauſchen wollen, iſt alles wieder tot und verſiegt... Von dieſem Künſtler habe ich heute einen Brief aus Rom geleſen, den eine Zeitſchrift veröffentlicht hat; darin ſtanden die Worte: „Wollen und nicht wiſſen was: da haben Sie das Geſtändnis, welches ſich denn nun doch meiner geängſteten Seele abringt . . . Ach, ich kann nicht verhehlen, daß oft mich die tiefſte Traurigkeit befällt, denke ich daran zurück, wie friſch, kühn und offen ich meine Laufbahn begann . . .“

Auf einmal habe ich dieſen Mann verſtanden. All ſein Ringen, ſeine Angſt, ſeine Schwäche, ſeinen Schmerz mitempfunden, und ein unendliches Erbarmen zog in meine Seele. Dieſer unglückſelige Künſtler, der an ſeiner Kunſt zugrunde ging, hat er nicht ſeine Brüder unter uns Dichtern? Was magſt du gelitten haben, Hans von Marees! Und was müſſen jene leiden, die geſchaffen ſind, unzulänglich wie du!

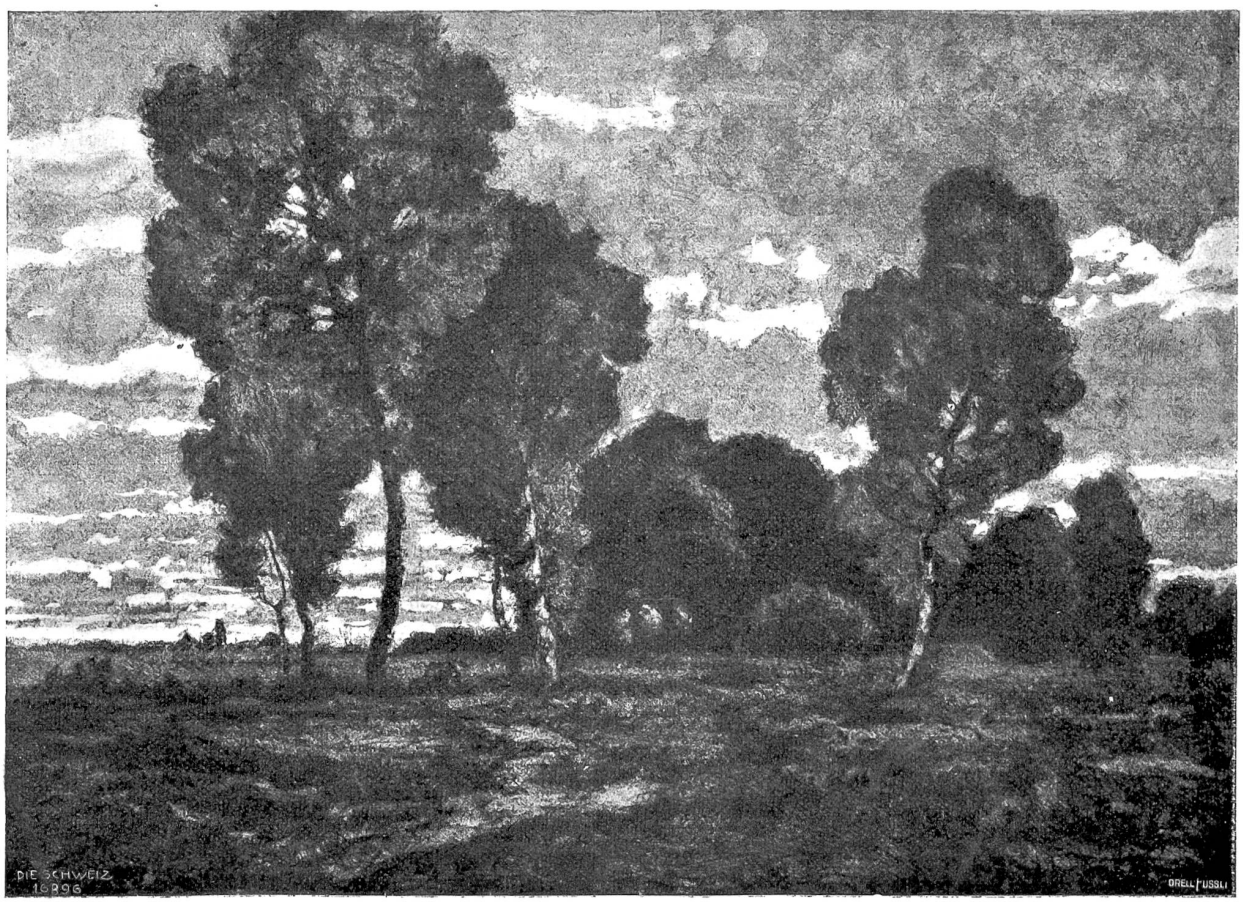
* * *

Mitte Februar.

Aus Fieberträumen bin ich erwacht. Weiß nicht, welches Datum wir heute haben, weiß nur, daß daheim jetzt — Karneval ſein muß. An dem ich ſonſt getanzt und die ſonderbarſten Koſtüme getragen habe, die ſich meine Phantaſie erſinnen konnte. Die Mädchen meiner Vaterſtadt fragen ſich jetzt wohl im Maskenkleid: „Was macht nur der Eduard an der Faſtnacht in Berlin?“ Der liegt jetzt krank, meine Lieben, auf ſeinem zerwühlten Lager, das der ausbrechende Schweiß langſam befeuchtet und das ſo hart iſt wie die bloße Erde! Und er wird nie im Leben wieder tanzen . . . Karneval — Fleiſch, lebe wohl!

Kam dieſe Fieberkrankheit von der Angſt ums Leben, von den heißen Entbehrungen, von jenem wilden Exzeß, wo ich im Bier für eine tolle Nacht mein ganzes Leid erſäufen und mir eine einzige ſorglos heitere Stunde erkaufen wollte? Aber es ward eine Stunde des Wahnſinns daraus. Woher das alles kam, ich weiß es nicht. Liege nur da, ſeit Wochen, zwiſchen Fiebertraum und halbem Bewußtſein, hie und da in einem klaren Augenblick von des Tages Not emporgeſchreckt — hilflos, ſchwach, mutterſeelenallein! Ach, ſie werden alle krank, die ſich das Leben verdorben haben und weit in der Irre gegangen ſind! Das iſt dann die Kriſis, die zum Tod oder zu neuem Leben führt, das Furchtbare, dem alles Schwache erliegt . . .

Wie lange hab' ich nicht mehr gearbeitet? Keine Zeile mehr geſchrieben? Kaum wage ich daran zu denken, kaum getraue ich mich, einen Blick nach dem Schreibtiſch zu tun . . . Schrecken! Dort liegen hochaufgeſchichtet jene bekannten gelben Briefe! Alles Manuſkripte, die während dieſer Krankheitstage zurückgekommen ſind! Alles geſcheiterte Hoffnungen, Steine auf meinen Sarg!



Die Walze. **Otto Gampert.** Abend im Moos. Radierung.

Was soll ich noch? Diesen papierenen Berg wieder abtragen? Vor andern Redaktionstüren mein Glück neuerdings versuchen? Bin ich nicht zu erfahren dazu? Weiß ich nicht schon jetzt, daß es wieder umsonst sein würde? Immer und immer umsonst? Und ist mein Gehirn denn nicht zu schwach, um diesen zähen Verzweiflungskampf nochmals durchzupeitschen? Warum bin ich nicht dahingegangen, wohin dieser Weg mich zu führen schien? Warum bin ich nicht gestorben? Gibt es denn etwas Besseres für mich als den Tod? Sterben soll nun meine große Sehnsucht sein, mein letzter Hoffnungsfunke der Erlösung: wenn ich sterben kann, ist alles wieder gut! Nur nicht denken, nicht mehr denken müssen!

* * *

Wer nie sein Brot mit Tränen aß,
Wer nie die kummervollen Nächte
Auf seinem Bette weinend saß,
Der kennt euch nicht, ihr himmlischen Mächte.

Ihr führt ins Leben uns hinein,
Ihr laßt den Armen schuldig werden:
Dann überlaßt ihr ihn der Pein;
Denn alle Schuld rächt sich auf Erden.

Wie gegen ein Gespenst habe ich die Hände ausgestreckt gegen diese Verse, als sie mir mit einem Male durch den Sinn fuhren. Es ist eine Anklage darin, ein schwer lastender Vorwurf, der den Schuldigen so sicher trifft, wie das selbstverdiente Schicksal den Verbrecher. Unerbittlich ist die Natur und grausam konsequent. Mich hat sie getrieben von Gipfel zu Gipfel, immer höher hinauf, bis ich die milde Schönheit der Täler vergaß, die Hände losließ, die sich von drunten mir liebend nachstreckten und einsam in die Sonne fliegen wollte... Ikaros! Hochmut war meine Schuld, Grausamkeit mein Verbrechen, Grausamkeit gegen euch, die ihr mich liebtet, für mich ein traulich Nest gebaut, ein Vermögen zusammengespart, mir eine schöne, bescheidene, glückliche Zukunft gesichert habt... Und unaufhaltsam ist über mich die Pein gekommen, die ich in Verblendung auf mich gehetzt — unerbittlich, unaufhörlich, unentrinnbar, mit Naturnotwendigkeit rächt sich meine Schuld! Mein ganzes Schicksal ist in Goethes Versen ausgesprochen, die grausam sind wie das Schicksal selbst... Hugo Bertsch, ein Dichter, der, von Sehnsucht und Armut getrieben, die halbe Welt durchzog, bettelnd, vagabundierend durch Nordamerikas endlose Territorien irrte, hat auch einmal in grimmigem Humor Goethe zitiert: das seien die Unglücklichsten nicht, die weinend auf ihrem Bette säßen und ihr Brot mit Tränen benetzten; ihm würde dazu noch das Wichtigste fehlen: das Brot und das Bett... Solchen Humor hat nur der geborene Sieger, dem die Sonne des nahen Glückes schon in die Seele scheint; ich hab' ihn nicht! Jener Vagabund lebt jetzt reich, verheiratet im schönen Brooklyn und spottet seines Unglücks...

* * *

Tage der Krankheit, der Verzweiflung, des Wahnsinns liegen hinter mir. Nicht wie ein Traum, nein, als etwas unvergänglich Wirkliches, das man nie mehr los wird. All ihre Spuren hat sie mir für immer eingegraben, diese jammervolle Zeit! Niemals wieder werde ich sein wie einst. Denn meine Jugend hat von mir Abschied genommen in diesen Tagen, und ich habe das Gefühl: ich bin alt geworden. Aber auch ruhiger. Der erste große Wintersturm meines Lebens hat sich gelegt, und es schneit, schneit Erinnerungen! Wie Schneeflocken fliegen sie mir zu, kühlend, zerschmelzend, auf der fieberheißen Seele zu Tränen zerfließend. So schmerzvoll und doch so lieb, so heimatlich, so vertraut! Dazu bläst der Trompetenbläser drüben wieder einmal ein Lied:

Nach der Heimat möcht' ich wieder,
Nach dem teuern Vaterort...

Ich fühle, wie die wehmutvollen Worte kommen und sich traurig lächelnd zu den Tönen fügen:

Wo man singt die frohen Lieder,
Wo man spricht ein trautes Wort!
Sei gegrüßt in weiter Ferne,
Teure Heimat, sei gegrüßt!

Deine Täler, deine Höhen,
Deiner heil'gen Wälder Grün,
O, die möcht' ich wiedersehen,
Dorthin, dorthin möcht' ich ziehn!
Sei gegrüßt in weiter Ferne,
Teure Heimat, sei gegrüßt!

Doch mein Schicksal will es nimmer;
Durch die Welt ich wandern muß —
Trautes Heim, dein denk' ich immer,
Trautes Heim, dir gilt mein Gruß!
Sei gegrüßt in weiter Ferne,
Teure Heimat, sei gegrüßt!

Und sanft in den Lüften verhallend als ginge ein schönes Licht langsam aus:

Sei gegrüßt in weiter Ferne,
Teure Heimat, sei gegrüßt!

In den Kissen hab' ich meinen Schmerz erstickt und mich ausgeweint. Nach der Heimat — Nein, dieser Weg ist mir jetzt abgeschnitten! Diese Möglichkeit schloß ich mir selber zu. Und kein Mensch wird mich verstehend, erbarmend wieder heimführen, kein Mensch ahnt, wie ich mich in Schmerzen nach ihr verzehre, nach der einzigen, unerreichbaren, der ewig verspielten Heimat!

Ich weiß es wohl und bin still geworden. Nur noch ein Jugendtraum, ein bittersüßer, geht ganz verstohlen auf längstgemiedenen Pfaden durch meine Seele.

Daß man einen glücklichen Lebensfrühling verlebte, weiß man immer erst, wenn alle seine Blüten längst verwelkt und verloren gegangen sind. Mein letztes Gedicht brach mit den Strophen ab:

Bald kommt der Winter: dann ist alles tot,
Nach dem die Seele schrie in Sehnsuchtsnächten —
O Jugend, Jugend laß dein Morgenrot
Dir nicht verdunkeln von des Schicksals Mächten!

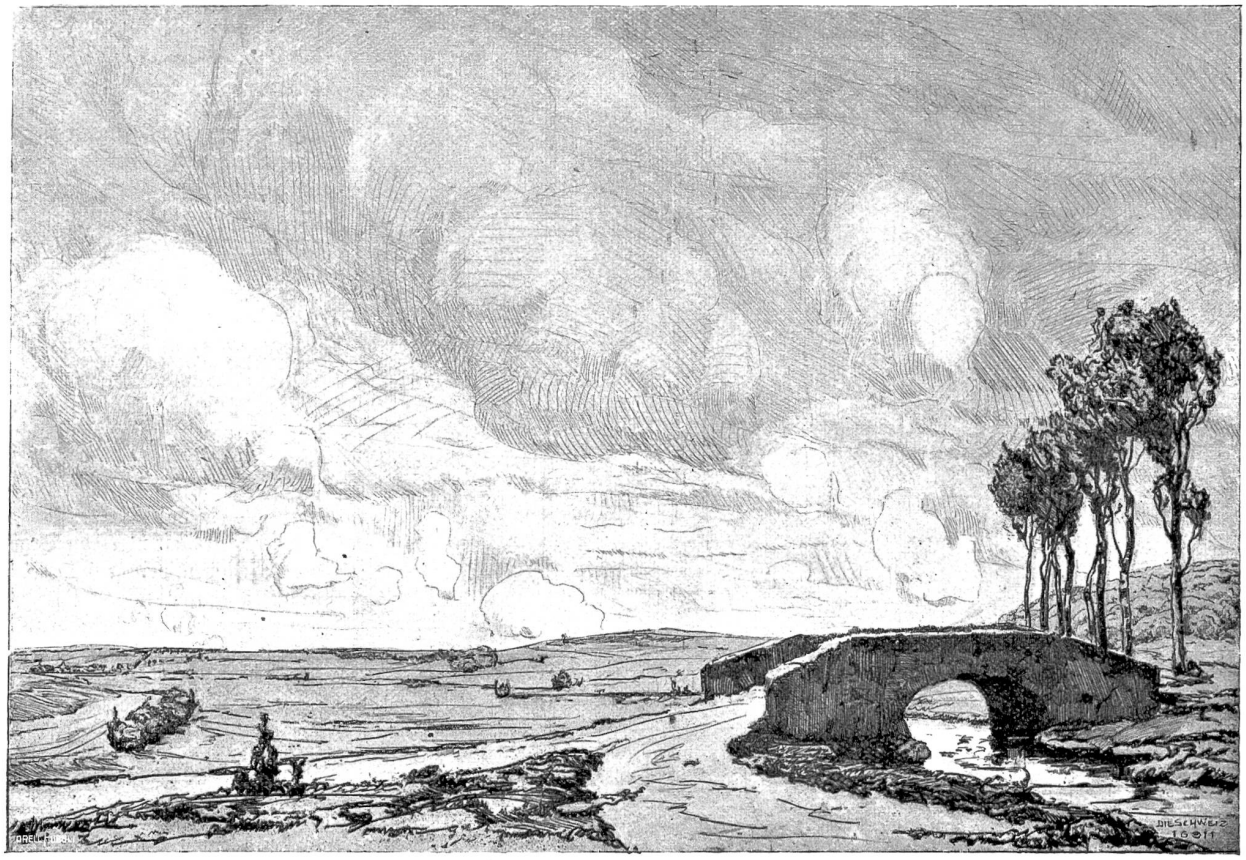
Laß keinen Strahl des Lichts verloren gehn,
Laß keine Freude dir am Wege welken —
Bald wirst du frierend vor den Pforten stehn,
Und drinnen blühn des Glückes rote Nelken...

Daß er im Garten seines Lebens stand,
Vom Lenz umblüht, in Sonnenlicht gebadet,
Weiß mancher erst, wenn schon des Winters Hand
Ihm eine Schneelast auf die Schultern ladet.

Wie eine sonnige Landschaft aus den Morgennebeln tritt, so breitet mir die schöne, warme Jugendzeit ihre blumigen Auen vor den Füßen aus. Seliges Mutterlächeln kommt mit mir bis in den leichten, gesunden

Die Walze.

Martha Cunz. Philosophen.
Holzschnitt.



Die Walze. **Gertrud Escher.** Brücke in der Eifel. Radierung.

Schlaf, den ich in brauner Wiege verträume. Mein erster Blick am späten Morgen fällt auf heitere Fenster, vor denen über Nacht sich wieder hundert weiße, rote und blaue Blumen geöffnet haben. Und hell wie die Sonne und schön wie die Blumen ist meines Mütterchens liebes Gesicht, wenn sie mich aus der Wiege hebt, ankleidet und dem Hungernden das Frühstück gibt ...

Ich sehe Kinder, Nachbarsbuben und -mädchen, Hans allen voran, in die Stube stürmen. Sie holen mich ab zu Spiel und Ringelreihen draußen im lachenden Sonnenschein ... Oder ich durchstreife mit Hans die wenigen Straßen des Städtchens, die voll verborgener Wunder und großer Heimlichkeiten sind, bis wir Hunger haben und nach Hause laufen, um ein mächtiges Stück Brot in Empfang zu nehmen. Oder ich bin bei Tante Christine, die so feine Konfitüren kocht und einen Kanarienvogel hat, den sie mir hinterlassen wollte, wenn sie einmal sterben müsse. Ach, sie wollte mir ja alles vererben, was mir gefiel: das dicke Legendenbuch mit den schrecklichen Bildern, den Nußknacker, den Monatsrosenstock, das Bügeleisen mit dem wunderlichen Aufsatz von Tierfiguren und sogar die Katze, die jetzt schon lange tot ist. Ihr letztes Wort war immer, wenn man über einen Menschen urteilte: „Aber er ist doch aufrichtig und gut!" „Ach was," rief ich einmal voll Unmut und Prahlerei verächtlich aus, „aufrichtig und gut kann schließlich jeder Dummkopf sein!" Aber sie hat doch recht gehabt, die gute, brave Alte ...

Liebe Erinnerungen, sie alle zerfließen in Tränen! Der Mutter seliges Lächeln, ich werde es nicht mehr sehen; in einen großen, langen Schmerz ist es umgewandelt, für den ich das Heilmittel nicht besitze — die Nachbarskinder habe ich gehen lassen, eins nach dem andern, bis auf Hans, und auch den seh' ich schwerlich in diesem Leben wieder — Tante Christine, ihr liebes Gedenken bereitet mir vielleicht den heißesten Schmerz! Nie kann ich den langen, tiefen Blick vergessen, mit dem sie mir nachsah, als ich Abschied genommen. Dieser traurige Blick voller Liebe wollte sagen: „Ich altes Wesen werde dich nicht wiederkehren sehen; für mich kann jeder Tag der letzte sein ..." Nein, Tante Christine, ich werde dir nicht wiederkehren! Wüßtest du um meinen elenden Lebensweg, du würdest wohl deinen Tränen kein Ende setzen können, das eigene Brot würdest du dir versagen, nur, um deinem armen Buben das Ersparte zu schicken! Mögest du hinübergehen, ohne es jemals gewußt zu haben!

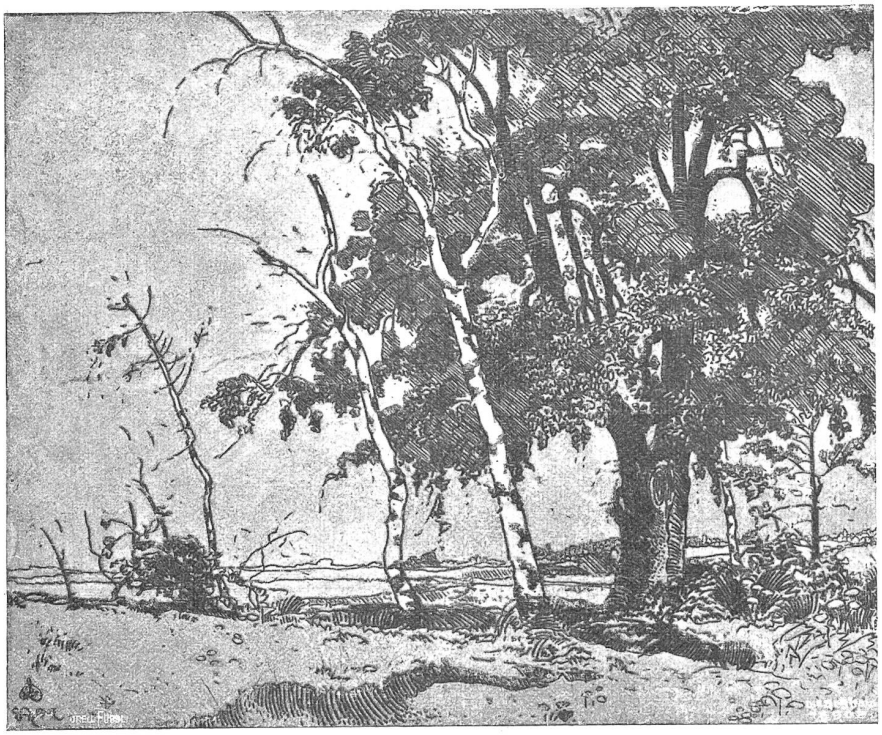
* * *

Heute morgen ist wieder ein Brief von Lenchen gekommen. Käme doch keiner mehr! Diese süße, liebe Sprache, diese naiven Fragen sind wie Gift für mich. Ich leide darunter und muß doch mit geheuchelter Freude darauf antworten. In Verstellung und ewigen Lügen wird unsere Liebe langsam erstickt ...

* * *

Später.

Die Manuskripte sammeln sich. Bald werden alle



Die Walze. **Emil Anner.** Sommersende. Radierung.

zu mir zurückgekehrt sein, der ganze schöne Flug Schmetterlinge, der mit soviel Hoffnungsblütenstaub beladen davongeflattert. Ich habe die Kraft nicht mehr, mich über mein Unglück aufzuregen, nehme nun alles mit Gleichmut hin, als gelte es einem Fremden. Meiner Hauswirtin werde ich sagen, daß sie den ganzen Haufen verbrennt. Dann muß ich doch die Last nicht mehr herumschleppen, brauche die verhaßten, ungedruckten Geschichten, in die einst mein Herzblut floß, nicht mehr anzusehen. Man soll Platz schaffen für das Schicksal, daß es sich austoben kann. Nun schreib' ich nichts mehr als Briefe. An Lenchen, an mein Mütterchen. Daß ich keinen Grund zum Klagen hätte. Nichts Wunderbareres gebe es auf der Welt als den Werdegang eines Dichters. Aus der Freiheit in die Freiheit ginge es hoch empor. Sie würden von mir hören — Denn bald muß ja die Stunde kommen, wo diese Fieber ihr Opfer aufgerieben haben werden, die Stunde des Hinübergleitens — aus der Freiheit in die Freiheit ...

* * *

26. Februar.

Was andere mit Jubel begrüßen, mir hat es Entsetzen gebracht: heute morgen erklärte mir der Arzt, ich sei gerettet und werde nun rasch der Genesung entgegengehen ... Der Genesung? Um Gottes willen, was soll denn ich mit dem Leben noch anfangen? Wozu wieder in dieses wüste Treiben der Menschen zurück, das mir schon so fremd geworden? Mit dem ich schon abgerechnet hatte! Was bleibt mir noch vorbehalten, was ich nicht schon bis zum Ueberdruß kennen gelernt, erlebt und erlitten hätte? Soll ich wieder schreiben von Tag zu Tag, von Nacht zu Nacht, hundert, zweihundert Manuskripte fortschicken in alle Richtungen hinaus — und sie alle wieder zurückkehren sehen, Krebse, die das Vorwärts nie lernen? Was hat dieses grausame Spiel um Gottes willen noch für einen Zweck? Muß man nicht wahnsinnig werden dabei oder ist man's nicht schon, wenn man damit beginnt? Genesung! Es ist ein Gedanke, an den ich mich erst gewöhnen muß. Ich vermag ihn noch kaum zu ertragen ...

* * *

10. März.

Wieder fällst du mir in die Hände, du wunderliches Buch meines Lebens, Zeugnis einer untergehenden Existenz! Vor kaum zwei Wochen habe ich die letzte Eintragung gemacht; aber wie ein ganzes Menschenleben liegen diese vierzehn Tage des letzten verzweifelten Todeskampfes hinter mir! Ist es denn immer noch nicht genug des Elends, das ich diesem grauen Schicksalskalender anvertraute? Soll immer noch Neues, Niedagewesenes dazu kommen in ununterbrochener furchtbarer Folge? Was ist alles aus mir geworden seit jenem Abschied im Herbst! Was habe ich alles versucht und gewollt, erstrebt und verloren, welche Enttäuschung gibt es in der Welt, die ich nicht kennen gelernt habe, welche Demütigung, die mir nicht widerfuhr!

In ein wahres Delirium des Arbeitshungers, der Angst und überstürzenden Verzweiflung haben mich die letzten Tage gehetzt. Es war ein allerletzter, todestrunkener Sturm auf die Festung des Erfolges mit allen Hilfstruppen und dem Opfermut zu siegen oder zu sterben. Dazu hat mich die Genesung getrieben; denn nur das Leben stellt solche Forderungen und verleiht solche Kraft. Ich staune, was mir alles möglich war in dieser kurzen Zeit von wenig Tagen. Als Journalist stellte ich mich den Zeitungsredaktionen vor, habe Reporterdienste geleistet, bin Berichterstatter gewesen, habe Reklamegedichte gemacht für Geschäftshäuser, die Zeile zu fünf Pfennig, habe mich angeboten für alles nur Erdenkbare, was eine Feder leisten und ein fieberndes Schriftstellerhirn ersinnen kann, alles habe ich gewollt, vieles bin ich gewesen — was bin ich überhaupt nicht gewesen? Ich habe mir unter Demütigungen, Angst und Schmerz und Mühe mein spärliches Brot verdient; aber die blinkende Dichterkrone hab' ich dabei verschachert, in den Kot geworfen, ins Joch hab' ich mich spannen lassen, dem goldenen Kalb hab' ich gedient — nur um nicht betteln zu müssen! So bin ich aufrecht geblieben und — habe nur um Arbeit gebettelt, nicht um Brot ...

Am heutigen Tag aber zieht es sich wieder zu einer Krisis in mir zusammen. Erfahrungen, Tatsachen, Fragen und Konflikte streiten in mir, daß Klarheit werden soll. Diesen ewigen Kleinkrieg, diese erniedrigende Hetze um kärglichen Verdienst wird mein Geist und wohl auch

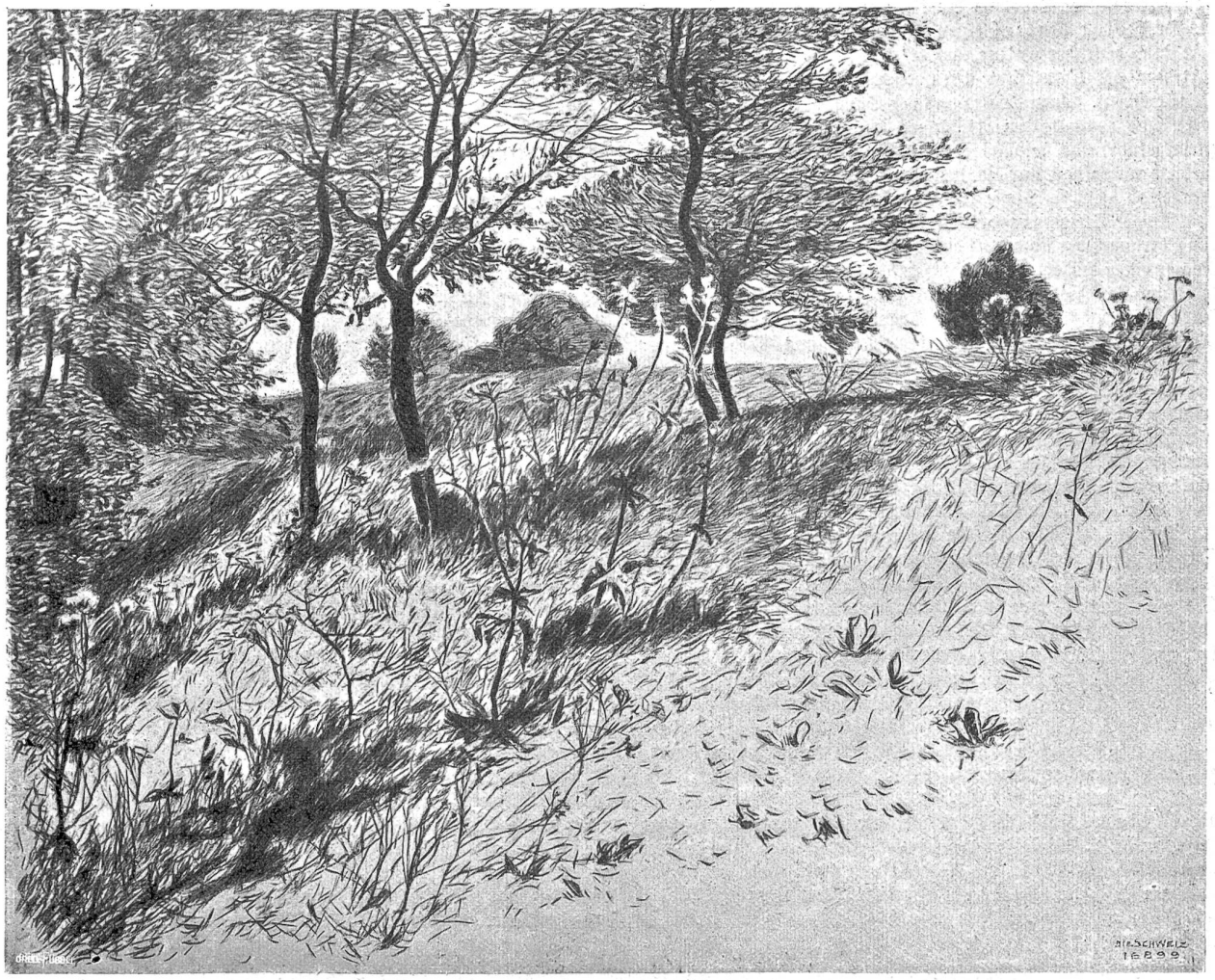
mein Körper nicht länger ertragen. Es ist zuviel! Schablonenhafte Gedichte für banale Zwecke, kleine, großsprecherische Reklameartikel, magere Reporternotizen, die von den Redaktionen noch mehr zusammengestrichen werden — mit solchen Erbärmlichkeiten bringe ich nun meine Tage dahin! Ist das ein Leben? Wenigstens ein Leben, das mit Kunst noch etwas zu tun hat, ist es nicht. Mit armseligem Zeilenschreiben führe ich einen armseligen Guerillakrieg ums Dasein. Und nicht selten bleiben die andern die Sieger, Menschen, vor deren Charakter mir einst gegraut hätte, so gewissen- und gesinnungslos sind sie; zu ihnen gehöre ich nun, lasse mich von ihrer Frechheit überflügeln, und — meine Zeilen versinken im Papierkorb. Das ist eine Jagd ums tägliche Brot, ein furchtbares, heimliches Ringen, das immer trauriger, immer hoffnungsloser, immer gemeiner wird und mich an Leib und Seele zerstört. Ueberall auf den Höhen, die mich einst angelockt, kennt man meinen Namen nicht und will ihn nicht kennen; in die Tiefen drängt mich alles, was vom Leben noch in mir übrig blieb . . .

Eine beschämende Erkenntnis dämmert mir auf. Manchen Erfolg, den ich einst so hoch anschlug, dankte ich einer Eigenschaft, die mit Kunst nichts zu tun hatte, der bloßen Persönlichkeit, einem gewissen gefälligen Wesen, das besonders den Damen sympathisch war, Aeußerlichkeiten, an denen man Gefallen fand. Und jetzt, wo ich aus der Ferne mit fremden Menschen verkehre, fällt alles Zufällige, Aeußerliche, persönlich Gewinnende von mir ab, jetzt, wo nur meine Kunst allein wirken soll — versagt sie. Das gibt zu denken. Wenn man bloß meine Person schön fand und nicht meine Gedichte, dann war ich schon von Anfang an verloren, eine lockende Frucht, die in der Mitte faul war. Die Klugen und die Kühlen, die das erkennen, lassen mich am Wege liegen. Und die andern? Ob die mir helfen könnten?

* * *

12. März.

Jawohl, auch um Protektion habe ich gebuhlt, um das Maß meiner Demütigung vollzumachen, das erste Zugeständnis an die Mittelmäßigkeit. Einer bekannten Frau Professor habe ich mich vorstellen lassen, der Gattin eines erfolgreichen Schriftstellers und einflußreichen Kritikers, der Verwandten eines großen deutschen Zeitschriftenverlegers. Sie, die mir als liebenswürdig und jungen Talenten günstig geschildert worden war, sollte dem Unbekannten den Weg ebnen in höhere Sphären hinauf, empor aus dem Sumpf des kleinen Literatentums und der schamlosen Gemeinheit. Vielleicht, hoffte ich, würde



Die Walze. **Carl Theodor Meyer-Basel.** Obstbäume bei Ermatingen. Radierung.

sie meinen Feuilletons, Gedichten und Erzählungen Eingang verschaffen in gute Zeitschriften, vielleicht würde mir durch sie wenigstens eine Pforte geöffnet — die übrigen sollten dann von selbst aufgehen. O, ich bin ein armer Krämer geworden, der seine verschmähte Ware zitternd zu Markte trägt und selbst Weiber damit zu fangen sucht! Jawohl, solche Wege geht man in unsern stolzen Kreisen, wenn das Gespenst des Hungers lauernd in der Ecke steht.

Noch einmal hab' ich mich geschmückt wie damals, als ich den großen Schritt ins große Leben tat und unter Triumphbogen einzuziehen meinte in die festlich erleuchteten heiligen Hallen des Ruhms, wie damals, als ich davonfuhr nach dem schönen lockenden Berlin. Vor meinem Spiegel stand ich wieder wie dazumal — aber traurige Vergleiche drängten sich mir jetzt auf. Bist du armer, verhärmter Poet mit den bleichen Wangen und den tiefen Augen derselbe noch, der in jenen Herbsttagen blitzenden Blickes und lachenden Mundes in die sonnige Welt hinausstürmte, das Glück zu erobern? Kannst du schmerzzerrissenes Jünglingsbild noch Anspruch machen auf das goldene Vorrecht der Jugend, leichten Sinnes das Leben zu meistern und in all dem frischen Sonnenschein des Glückes dich erglühend zu baden? O, diese Augen haben schon zu tief hinabgeblickt in die schluchzende Nacht — sie werden nie mehr hell sein, wie sie es früher gewesen!

Aber meine schönen, schwarzen Locken, über die der Mutter zärtliche Hände sonst so liebevoll strichen, hab' ich doch noch einmal mit stillem Vergnügen betrachtet, in meinen braunen Augen das Feuer der Leidenschaften doch noch einmal brennen sehen, meine von Sorgen, Kampf, Not und Elend gebleichten Wangen doch noch einmal interessant und geheimnisvoll reizend gefunden und mich an der scheidenden Schönheit meines Körpers wehmutsvoll berauscht . . . O, wieviel Jugend, Kraft und edle Form, welch harmonischer Ausdruck und — so wenig echter Gehalt! Ist denn ein Mensch nicht bettelarm, der an allem verzweifeln muß, was er zu besitzen glaubte, und dem nur die seelenlose Schönheit des Fleisches bleibt? — In dieser selbstvernichtenden Stimmung ging ich zur Frau Professor. (Fortsetzung folgt).

Die Wirklichkeitsfreude der neueren schweizer Dichtung.

Nachdruck (ohne Quellenangabe) verboten.

In dieser seiner Dresdner Antrittsvorlesung*) wirft Professor Dr. Oskar Walzel einen grüßenden Blick hinüber in das alte Land deutscher Kultur, wo er zehn Jahre lang als Literaturlehrer der Universität Bern reiche, dankbar aufgenommene Saat gestreut. Dem Realismus der Schweiz, der ihn selber aus weltfremd romantischen Neigungen in lebensfrohe Wirklichkeit zurückgeführt hat, widmet er seine Arbeit, die aus dem großen Gebiete allerdings nur ein besonderes Problem hervorhebt, die Frage, ob gewisse Stoffe von vornherein unkünstlerisch seien.

An der Steigerung des Wirklichkeitsgehaltes deutscher Dichtung, der, nach der Romantik einsetzend, in Keller, Hebbel, Ludwig, Reuter einen Höhepunkt erreicht und im Naturalismus der achtziger und neunziger Jahre des vorigen Jahrhunderts seinen krassesten Ausdruck sucht, haben die Schweizer einen hervorragenden Anteil. Schon in frühern Epochen (Minnesang, Entwicklungsgeschichte des Dramas), besonders deutlich aber in den Anfängen der neuen Literatur zu Beginn des achtzehnten Jahrhunderts zeigt der Schweizer seine ihm eigentümliche Vorliebe für die Darstellung der Wirklichkeit. Haller, der Beobachter durch Anlage und Beruf, entdeckt als Dichter die Schönheit der Alpen, schildert die anspruchslos naturbedingte Lebensweise ihrer Bewohner, die er in satirisch-elegischer Stimmung der prunkvollen Ueberkultur seiner Epoche vor Augen hält. Sogar vor der Darstellung der Käsebereitung scheuen die schwungvollen Alexandriner nicht zurück, ermutigt allerdings durch klassische Vorbilder. Die Wirklichkeitsfreude der Schweizer erstarkt an der Schilderung des Bauernlebens, die, von da an nicht mehr fallen gelassen, eine Zeit lang allerdings durch die sentimentalen Schäfereien Salomon Geßners wieder auf phantastische Bahnen abgelenkt wird. Bei einer weitern Ausführung seines Themas hätte Walzel wohl darauf hingewiesen, daß auch Salomon Geßner — seinem ganzen Wesen nach keineswegs ätherisch, sondern recht erdensaftig heiterer Natur — hie und da gar nicht übel Lust zeigte, aus dem zarten Himmelsgewölk der Schäferidyllen in die Gerüche des Kuhstalls hinabzusteigen. In der Schweiz, sagt Geßner selbst, dürfte man dies viel eher wagen als in den monarchischen Ländern, wo die Landleute zu Sklaven erniedrigt würden: „Ich getraute mir, auf unsern Alpen Hirten zu finden, wie Theokrit zu seiner Zeit, denen man wenig nehmen und wenig leihen dürfte, um sie zur Ekloge zu bilden." Das Interesse für die Landwirtschaft wird gestärkt durch die nationalökonomische Theorie der die Erde und ihre Bebauung als einzige Reichtumsquelle preisenden Physiokraten. Ihr Einfluß verrät sich in dem physiokratischen Kompendium Hans Kaspar Hirzels: „Die Wirtschaft eines philosophischen Bauers". Mit Rousseauischem Enthusiasmus und aufklärerischem Raisonnement geschildert, erstrebt das Bild, das nach einem wirklichen Modell, dem Wermetschwyler Bauern Jakob Guyer, gezeichnet ist, doch eine gewisse Wahrheit des Lebens. — Tiefer und reicher aber, als eine wissenschaftliche Doktrin dies jemals vermag, scheint mir jene Zeit befruchtet durch die suggestive Macht der Rousseaustimmung, in der wohl auch der Physiokratismus seine tiefste Wurzel besitzt. Die Naturschwärmerei des großen Gefühlserweckers Rousseau wurde erdenfestern Persönlichkeiten ganz von selber zum Naturstudium; die Naturmenschen: Kinder, Landleute werden Gegenstand liebevollster Beobachtung. So z. B. in dem weltberühmten Erziehungsbuch des Rousseaujüngers Pestalozzi, der mit dichterischer Kraft der Veranschaulichung in die traurige Wirklichkeit vorrevolutionären Bauernelends hinableuchtete. Das Interesse für die „Kleinen und Geringen", ohne das wir uns die moderne Literatur gar nicht denken können, ist ein wichtiger Bestandteil jener mächtigen Menschenfreude, die im Sturm und Drang des ausgehenden achtzehnten Jahrhunderts unsere ganze Kultur verjüngte. Kein Wunder, daß der Wirklichkeitssinn erstarkte, da sein interessantestes Objekt, der Mensch selber, eben damals, befreit von den letzten Persönlichkeitsfesseln des Mittelalters, gleichsam neu entdeckt wurde. Wie selig und frisch verliebt man damals in einander war, beweisen ja alle persönlichen Zeugnisse jener Zeit. Wie hätte dieser Unterstrom erlöster Gefühle nicht zu allererst die Schiffe der Dichtung, der Menschendarstellungskunst, heben und flott machen sollen! Daran dürfte eine weiter ausgeführte Behandlung des vorliegenden Themas kaum vorübergehen und würde dann wohl auch jenes Schweizers nicht vergessen, der die Neigung und Fähigkeit des Individualisierens im größten poetischen Genie der Zeit, in Goethe, mächtig geweckt und genährt hat: des Physiognomikers Joh. Caspar Lavater. — Es wurde das Personal der Dichtung damals unter lebhafter Assistenz der Schweizer in demokratischem Sinne erweitert, nicht nur Kind und Bauer, sondern sogar Verbrecher und armer Teufel wurden als Darstellungsobjekte aufgenommen. Auch eine wirkliche Autobiographie aus dunkelstem Milieu, diejenige Ulrich

*) Selther gedruckt erschienen: Stuttgart und Berlin, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger, 1908. Mk. 1. 20.